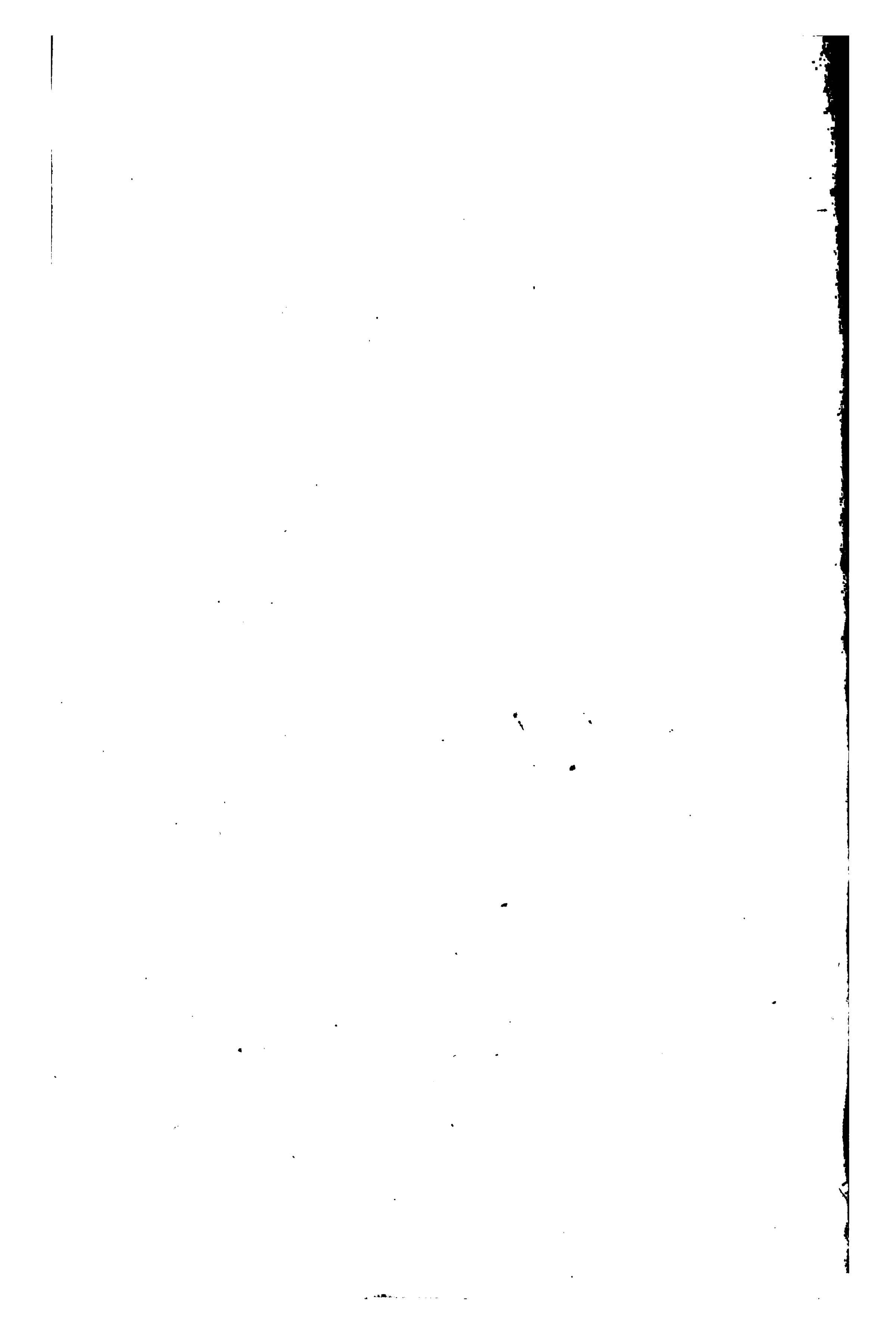


Johann Friedrich Böttger,

der deutsche Erfinder des Porzellans.

Mit Böttigers Porträt.

Von

Bruno Wolff-Beckh.

Steglitz bei Berlin
Verlag von Friedrich G. B. Wolff-Beckh.



Bruno Wolff-Beckh

Johann Friedrich Böttger

der deutsche Erfinder des Porzellans.

Gedruckt bei Max Brodek, Berlin S., Neu Kölln a. W. 4.
Papier von Berth. Siegismund, Berlin SW., Beuthstr. 4, und Leipzig.

Seiner Durchlaucht

dem regierenden Fürsten Reuss j. L.,

Heinrich XIV.,

dem Landesvater von Böttgers Heimatland,

ehrfurchtsvollst

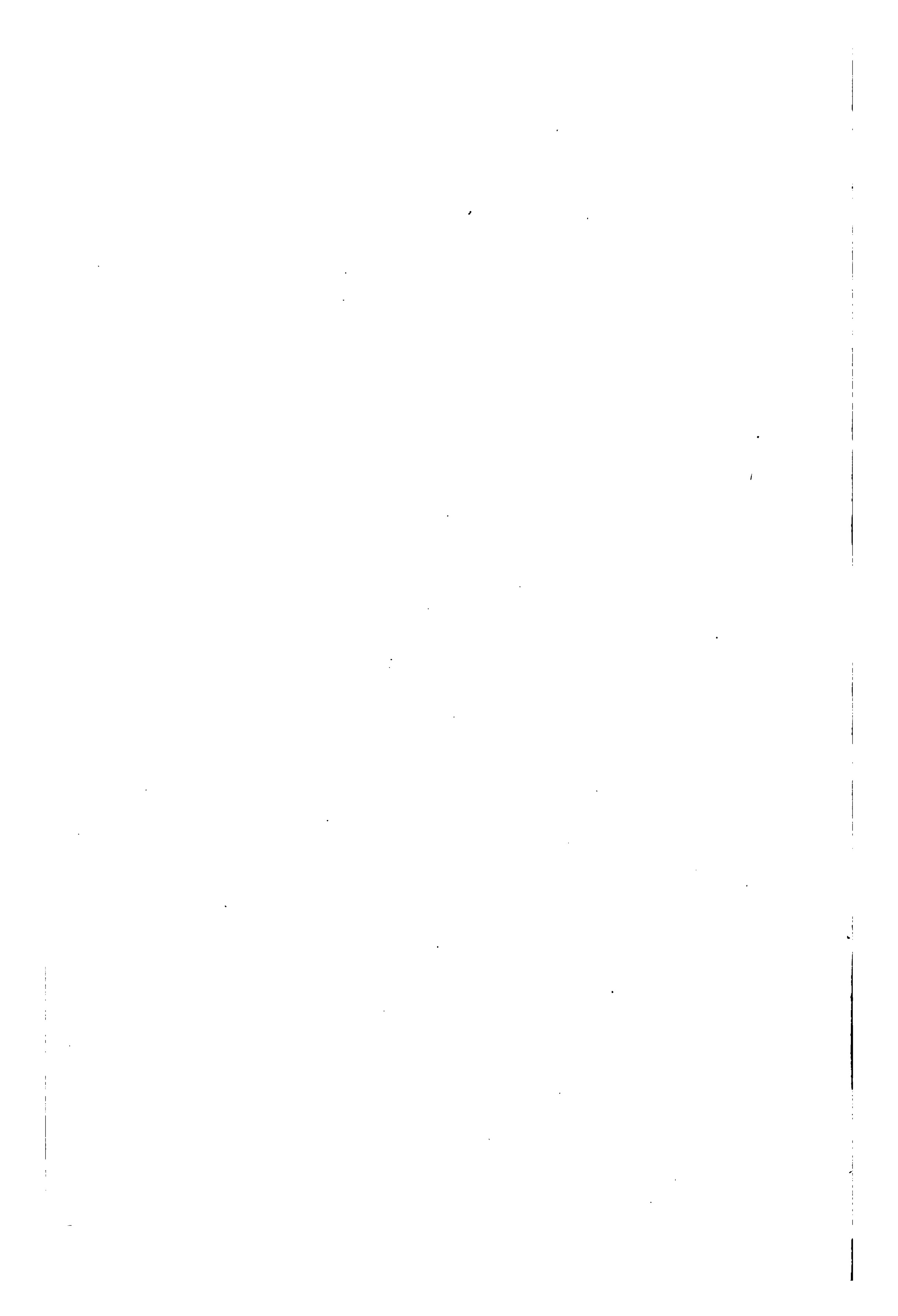
gewidmet

vom

Verfasser.



Johann Friedrich Böttger.
Nach dem Bilde eines Zeitgenossen.



Johann Friedrich Böttger,

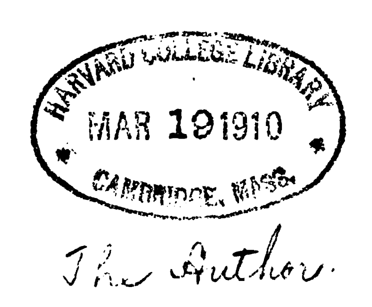
der deutsche Erfinder des Porzellans.

Mit Böttgers Porträt.

Von

Bruno Wolff-Beckh.

Steglitz bei Berlin
Verlag von Friedrich G. B. Wolff-Beckh.
1903.


HARVARD COLLEGE LIBRARY
MAR 19 1910
CAMBRIDGE, MASS.

Vorwort.

Der Entwickelung nachzugehen, die unsere grossen Erfinder genommen haben, in die Tiefen des menschlichen Geistes einzudringen und ihn dabei zu belauschen, wie er der Natur eines ihrer Geheimnisse entreisst, das wird stets eine der interessantesten Aufgaben bleiben.

Gerade zu den grössten Entdeckungen und Erfindungen hat ein glücklicher Zufall geführt. Indessen ist es doch selten dieser allein gewesen; vielmehr war zumeist erst noch eine emsige Geistesarbeit zu leisten, um den Zufall recht zu nutzen. Oftmals musste der Erfindergeist auch erst den Boden schaffen, den dann der Zufall zu befruchten vermochte. Unser Zeitalter, das tagtäglich neue Erfindungen erstehen sieht, ist auch für die Beobachtung der verborgenen Pfade, die zu einem bewunderten Erfolge schöpferischen Denkens geführt haben, naturgemäss ganz besonders empfänglich.

Und da die äusseren Lebensumstände niemals ohne Einfluss auf die Entwickelung eines Menschen sind, vielmehr seine Umgebung in den meisten Fällen bestimmend auf ihn einwirkt, so folgt daraus mit Notwendigkeit, dass wir auch seinen Lebensgang möchten kennen lernen. Weicht derselbe obendrein noch von dem Alltäglichen ab, so fühlen wir uns doppelt befriedigt.

Alles dieses finden wir nun in dem Leben des deutschen Porzellan-Erfinders Johann Friedrich Böttger in günstiger Zusammenwirkung vereinigt: planmässiges Arbeiten, einen glücklichen Zufall und ans Unglaubliche grenzende Lebensumstände.

Zwar hat der gelehrte sächsische Geheime Rat K. A. Engelhardt schon eine umfassende, quellenmässig bearbeitete Lebensbeschreibung J. F. Böttgers herausgegeben, die im Jahre 1837 im Verlage von Johann Ambrosius Barth in Leipzig erschienen ist; gleichwohl dürfte es auch heute noch manchen geben, der sich nicht hat entschliessen können, dieses 659 Seiten umfassende Werk durchzuarbeiten, und der daher mit den interssanten, zum Teil hochpolitischen Ereignissen, die sich um Böttger drehten, leider noch unbekannt geblieben ist. Man möchte beinahe an einen Hintertreppenroman glauben, wenn man hört, wie sich zwei Könige um den abenteuernden Apothekergehilfen stritten. Und doch ist dies alles durch unanfechtbare geschichtliche Urkunden belegt. Hier und da ist es mir möglich gewesen, den Geheimrat Engelhardt zu berichtigen und zu ergänzen.

Ich hoffe, dass der geneigte Leser zu gleicher Zeit Unterhaltung und Belehrung aus meiner bescheidenen Arbeit schöpfen wird.

Steglitz, Weihnachten 1902.

Bruno Wolff-Beckh.

Inhalts-Verzeichnis.

Lehrling und Goldmacher.

Fast noch bis in unsere Tage hinein reicht der Glaube, dass es der Chemie möglich sei, den Stein der Weisen herzustellen, eine Substanz, welche die Fähigkeit besitzen soll, unedles schmelzendes Metall in Silber und Gold zu verwandeln. Im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung begannen die Araber mit den ersten Bemühungen in dieser Richtung und bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein blieb das Auffinden des Steins der Weisen der einzige Zweck und das höchste Ziel aller Chemiker. Als Wissenschaft wird dieses verfehlte Streben mit dem Namen Alchymia oder Alchemie bezeichnet und die verblendeten Forscher und Experimentatoren heissen Alchemisten. Noch in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts suchten zwei gläubige Alchemisten öffentlich im „Reichs-Anzeiger“ nach Vorschriften zur Goldmacherei und noch im Jahre 1832 gab Professor Schmieder in Kassel, gleichfalls als gläubiger Alchemist, eine „Geschichte der Alchemie“ heraus. Im grossen ganzen jedoch war der Glaube an die Existenz des Steins der Weisen schon längst erschüttert; denn viele Adepten (das sind Leute, welche vorgaben, den Stein der Weisen zu besitzen) waren als Betrüger entlarvt und bestraft worden und es wurde auch die Zahl der Schwärmer immer geringer, deren Sinn vor den Fortschritten der Naturwissenschaft gänzlich verschlossen bleiben konnte. Wie weit die Adepten blosse Betrüger gewesen sind und wie weit sie an ihre Kunst selbst glaubten, lässt sich oft schwer entscheiden; deshalb dürfen

wir sie nicht so ohne weiteres verurteilen. Und noch aus einem anderen Grunde verdienen sie vielfach unsere Beachtung: es hat zwar keiner von ihnen das emsig gesuchte Gold zustande gebracht, aber so mancher hat bei seinen alchemistischen Versuchen Entdeckungen gemacht, welche sich dann wissenschaftlich oder technisch ausbeuten liessen. Unter diesen letzteren nimmt sicherlich nicht den niedrigsten Rang ein, wenn wir auch in seine Ehrlichkeit die allerstärksten Zweifel setzen müssen: der deutsche Erfinder des Porzellans.

Johann Friedrich Böttger wurde am 5. Februar[1]) 1685 zu Schleiz geboren. Sein Vater, Fürstl. Reussischer Münzkassirer, wurde ihm schon früh durch den Tod entrissen. Magdeburg, die Heimat seiner Mutter, wurde nun bald auch die seinige, weil die Mutter sich in Schleiz seit dem Tode ihres Gatten gar zu einsam fühlte. Da bewarb sich Johann Friedrich Tiemann, Stadtmajor und Ingenieur zu Magdeburg um die Hand der Wittwe und erhielt dieselbe.

Für den kleinen Böttger war diese Verbindung ein ausserordentliches Glück; denn er gewann in Tiemann einen liebevollen Vater und trefflichen Lehrer, der bald die ausgezeichneten Geistesanlagen des Knaben erkannte und ihn, in Gemeinschaft mit zwei Edelknaben, besonders in mathematische und naturwissenschaftliche Gebiete einführte. Zu seinen Fähigkeiten brachte Böttger noch grossen Fleiss hinzu, sodass er gar bald imstande war, seine Mitschüler an Stelle des Vaters zu unterrichten, wenn dieser einmal unpässlich war.

Da Böttger eine ganz besondere Vorliebe für die Chemie zeigte, so brachte der Vater den kaum elfjährigen Knaben zu dem Apotheker Friedrich Zorn am Neuen Markte in Berlin in die Lehre, um womöglich einen tüchtigen Arzt aus ihm zu machen. Der junge Lehrling zeigte grossen Eifer und vorzügliche Geschicklichkeit. In kurzer Zeit

[1]) Nach seiner eigenen Angabe und nach derjenigen des Kirchenbuchs; andererseits wird auf einer Büste im Japanischen Palais zu Dresden der 4. Februar als Geburtstag genannt.

wurde er im Laboratorium seines Herrn ganz heimisch; selbst in seinen Freistunden arbeitete er entweder hier oder in dem Laboratorium eines Freundes, Christian Siebert, an den er sich bald angeschlossen hatte. Er stellte aus eigenem Antrieb allerlei chemische Versuche an. Anfangs beschäftigte er sich in der Dagelius'schen Fabrik mit der Vervollkommnung der lackierten Stahlwaren, denen damals das allgemeine Interesse galt, und es gelang ihm, denselben eine grössere Dauerhaftigkeit zu verleihen. Lange blieb er jedoch nicht bei diesen Arbeiten, weil ihn andere Dinge in höherem Grade fesselten.

Ein Geschäftsfreund seines Lehrherrn, der Apotheker Köpke zu Heymersleben, besass ein alchemistisches Werk; das erfuhr Böttger einmal gesprächsweise und er ruhte nun nicht eher, als bis er das kostbare Manuskript erstanden hatte. Zum Unglück für den Knaben war dasselbe nun freilich, wie die meisten alchemistischen Schriften, in lateinischer Sprache abgefasst, die er nicht verstand. So musste er das Werk liegen lassen, bis er jemanden fand, der es ihm ins Deutsche übertrug. Aber auch dies brachte ihn nicht viel weiter; denn es war in dem Manuskript vom roten Löwen, von der grünen Schlange und ähnlichen alchemistischen Dingen die Rede, in welche er noch nicht eingeweiht war.

Indessen auch hierfür fand sich endlich Rat; denn die Alchemie, welche früher im ausschliesslichen Besitz der Priester und Mönche gewesen war, blühte damals noch unter den Apothekern und Aerzten; besonders auch der Geh. Staatsrat v. Haugwitz und der berühmte Alchemist Kunkel v. Löwenstern hielten mit ihrem Rat nicht zurück. Tag und Nacht sass jetzt der Knabe über der kostbaren Handschrift, emsig studierte er sodann die Werke des Basilius Valentinus, Theophrastus Paracelsus und Lullius und vergass darüber seine Pflichten in der Apotheke; denn er wollte — Gold machen!

Was half aber das blosse Studieren? Die Sache musste versucht werden! — Zur Nachtzeit schlich er sich aus seiner Schlafkammer in das Laboratorium und begann sein dunkles

Treiben. Einige Zeit ging es so fort; jedoch konnte die geheime Arbeit nicht lange verborgen bleiben. Bald vermissten ihn einmal seine Kameraden auf seinem Lager und fanden ihn, nachdem sie ihn eine Weile gesucht, hinter verschlossenen Türen im Laboratorium in bewusstlosem Zustande; durch Unvorsichtigkeit hatte er ausströmende Arsenikdämpfe in grosser Menge eingeatmet und wäre ohne die zufällig hinzugekommene Hilfe unrettbar dem Tode verfallen, während er noch obendrein das ganze Haus in Feuersgefahr gebracht hatte. Dadurch gewann er natürlich eine recht unangenehme Stellung; die täglichen Vorwürfe seines Prinzipals hatten jetzt kein Ende und seine Kollegen hänselten und plagten ihn beständig mit allerlei Spottreden über seine Goldmacherei.

Um diese Zeit tauchte in Berlin ein alter Mann auf, der sich für einen griechischen Mönch ausgab und sich Lascaris nannte. Er sprach von seiner weiten Reise, die er im Auftrage seines Klosters unternommen habe, um milde Gaben zur Auslösung christlicher Sklaven aus türkischer Gefangenschaft zu sammeln; heimlich verbreitete er jedoch das Gerücht, er sei ein Adept, und der Zweck seiner Reise nur der, einen würdigen Mann zu finden, dem er den Stein der Weisen einst hinterlassen könne.

Die Klöster galten allgemein für die Pflegstätten jeglicher Wissenschaft, das benutzten die alchemistischen Schwindler; aus den arabischen geheimen Wissenschaften und von der Weisheit des Königs Salomo, meinte man, müsse sich alles Können herschreiben, daher waren griechische Mönche, befreite Sklaven aus dem Orient und Prinzen vom Libanon die beliebtesten Gestalten, unter denen damals schlaue Betrüger ihr Wesen trieben. Immer wieder fanden sich gläubige Toren, und einem schon selbst in goldenen Hoffnungen schwelgenden, vierzehnjährigen Knaben dürfen wir es am wenigsten übelnehmen, dass auch er unter den Dummen war. Lascaris machte häufig Einkäufe in der Zornschen Apotheke und Böttger fand dabei Gelegenheit, ihn kennen zu lernen und ihn um Unterricht in der Alchemie

zu bitten. Durch vieles Drängen liess sich der Alte endlich erweichen, teilte dem Knaben ein Rezept für die Herstellung des Steins der Weisen mit und gab ihm sogar ein rotes Pulver, mit welchem er für 80 000 Taler Gold tingieren, d. h. durch Zusammenschmelzen mit unedlem Metall sollte gewinnen können.

Böttgers Freude war begreiflicherweise übergross, als er mit der köstlichen Beute in das Laboratorium seines Freundes eilen und mit diesem das erste wirkliche Gold zu stande bringen konnte. Ja, wirkliches Gold, und zwar von ganz seltener Feinheit füllte alsbald den Tiegel.

Dieser Erfolg machte den Knaben übermütig und es wollte ihm nun gar nicht mehr behagen, als Lehrling in der Apotheke zu dienen, da er jetzt als Goldmacher weit über dem Prinzipal zu stehen meinte. Er fasste deshalb im Jahre 1698 den Entschluss, sich der Lehre zu entziehen und fortan allein der Goldmacherei zu leben. Schon längst hatte er, da seine Geldmittel bei weitem nicht hinreichten, alle notwendigen chemischen Stoffe und Werkzeuge aus der Apotheke entwendet; jetzt begann er, solchen Diebstahl in grösserem Massstabe zu betreiben, und schaffte alles gestohlene Gut heimlich in das vor dem Leipziger Tor belegene Laboratorium seines Freundes Siebert. Zu diesem, einem ausgefeimten Betrüger, begab er sich dann selbst, um die Goldfabrikation eifrig fortzusetzen.

Wohl ein halbes Jahr hatte man in der Apotheke nichts von dem entlaufenen Lehrling gehört, als eines Tages ein Brief von ihm bei Zorn einlief. Das Pulver des alten Lascaris hatten die beiden bald verbraucht, neues konnten sie aber nicht erhalten, da der Geber selbst plötzlich verschwunden war. Und mit den eigenen Versuchen wollte es immer und immer nicht glücken. In der höchsten Not bat nun Böttger seinen Lehrherrn um Wiederaufnahme.

Schon lange empfand dieser einen tiefen Hass gegen den undankbaren und schlechten Menschen; aber durch die elende Lage und die demütigen Bitten des Knaben liess er sich endlich erweichen. Von Mangel und Hunger zerlumpt

und krank, kehrte Böttger mit dem Versprechen, sich künftig „alles Sudelns und Laborierens zu enthalten“, in die Apotheke zurück.

Eine Zeit lang ging das ganz gut. Aber die Hoffnung, doch endlich noch den Stein der Weisen zu finden und unermesslichen Ruhm und grenzenlose Reichtümer zu gewinnen, konnte der Knabe nicht aufgeben. Es dauerte daher nicht lange, bis er wieder ganz auf seinen früheren Wegen war; er stahl und schleppte die Materialien beiseite und verbrachte wieder jede freie Stunde im Laboratorium seines verkommenen Freundes. Wurde er jetzt in der Apotheke von neuem mit seiner Goldmacherei verhöhnt, so versicherte er, dass die Arbeit gute Fortschritte mache. Und bald, an einem Abend des Jahres 1701 zeigte er freudestrahlend seinem Lehrkollegen Schrader ein Stück gediegenen Goldes, von dem er angab, dass er es mit Hülfe eines von ihm selbst gefertigten Pulvers gewonnen habe. Schrader verhielt sich dazu jedoch ungläubig und wollte die Herstellung selbst sehen, worauf Böttger auch sofort einging, indem er einen gemeinschaftlichen Versuch im Laboratorium der Apotheke vorschlug.

Heimlich begeben sie sich dorthin und werfen unbeobachtet ein wenig Quecksilber in einen glühenden Schmelztiegel, Böttger fügt alsbald eine winzige Menge eines orangefarbenen Pulvers in einer Wachshülle hinzu und verdeckt den Tiegel. Nach einer Viertelstunde giesst er das Metall in eine Form, und zu Schraders nicht geringem Staunen erhalten sie wirklich ein Gold, das alle Proben glänzend besteht.

Solcher Versuche stellte Böttger noch mehrere an und jedesmal mit dem gleichen Erfolge.

Dadurch erreichte er es, dass endlich seine Kameraden Achtung vor seiner Kunst gewannen; aber gerade dadurch wurde ihm auch die geringe Stellung als Lehrjunge erst recht unerträglich. Er wandte sich nun in einem Briefe an seine Mutter und bat sie, ihm bei dem Prinzipal die Lossprechung aus der Lehre zu erwirken. Böttger hatte seiner Mutter einige Dukaten als Proben seiner Kunst geschickt, um ihr

eine hohe Meinung von seinen Kenntnissen beizubringen. Das gelang ihm in der Tat, und während der Vater von dem betrügerischen Stiefsohn gar nichts wissen wollte, reiste die Mutter nach Berlin und setzte bei dem Apotheker Zorn die Lossprechung des kaum sechszehnjährigen Lehrlings vor Beendigung der üblichen Lehrzeit durch.

Jedoch mit seinem Ansehen bei dem Prinzipal war es immer noch übel bestellt. Deshalb erbot sich nun Böttger eines Tages, vor demselben eine Probe seiner Kunst abzulegen. Dieses Anerbieten wurde gerne angenommen, besonders da gerade Zorns Schwiegersohn, der Pfarrer Porst aus Malchow, und der Konsistorialrat Winkler aus Magdeburg anwesend waren; denn so schien es ganz sicher, dass man hinter den Betrug des Experimentators kommen werde, wenn anders nicht wirklich das Unglaubliche möglich war.

Im Zimmer seines Prinzipals richtete er nun alles zum Schmelzen des Metalls her und fand sich zur Arbeit ein. Die Herren selbst warfen silberne Geldstücke in den Schmelztiegel und man passte genau auf jede Bewegung des Experimentators, um sich nicht überlisten zu lassen. Da man dem jungen Adepten nur beim Hineinwerfen seines Pulvers, des Steins der Weisen, eine Berührung mit dem Tiegel gestattet hatte, so war man umso überraschter, als der Versuch ein beträchtliches Stück feinsten Goldes lieferte.

Trotz der Verschwiegenheit, die man angelobt hatte, konnte man sich doch nicht enthalten, das Stück einem Goldschmiede zur Probe vorzulegen. Und als dieser meinte, wegen der Grösse und Gediegenheit des Stückes berechtigte Zweifel an seiner Herkunft erheben zu dürfen, liess man sich sogar verleiten, zur eigenen Verteidigung den Schleier des Geheimnisses zu lüften.

So kam es, dass bald in der ganzen Stadt alle Welt von dem Goldmacher sprach, über den sich schon früher allerlei dunkle Gerüchte hierhin und dorthin verbreitet hatten. Aus allen Gegenden der Stadt strömten Neugierige nach der Zornschen Apotheke, um den Goldmacher zu sehen.

So hörte natürlich auch bald der König davon; und da

alle Welt der Sache Glauben schenkte, hatte er keine Veranlassung, allein ungläubig zu sein, falls man ihm das Gold und dessen Verfertiger zur eigenen Prüfung vorwies. Diesen Wunsch liess er Zorn mitteilen. Das Gold überreichte man ihm und noch lange Zeit wurde es in der Königlichen Bibliothek[2]) zu Berlin aufbewahrt; der Adept aber war verschwunden.

Er hatte oft erzählen hören, wie die meisten Goldmacher Foltern und ewige Haft hätten erdulden müssen, Foltern, weil man ihr Geheimnis wissen, Haft, weil man es ganz allein wissen wollte. Deshalb setzte ihn der Wunsch des Königs in Furcht und deshalb entfloh er am 26. Oktober 1701 heimlich aus der Apotheke.

---

[2]) Das Böttger'sche Gold soll von dort später nach der Königlichen Kunstkammer gekommen sein; über seinen weiteren Verbleib war nichts in Erfahrung zu bringen. In der Kunstkammer hat auch Dr. Thiébault noch am Anfange vorigen Jahrhunderts den Spatel gesehen, welchen Böttger bei seinem damaligen Versuch gebraucht hat.

Der Streit zwischen zwei Königen.

Einige Tage hielt Böttger sich in Berlin versteckt. Als aber öffentliche Anschläge 1000 Taler für seine Einlieferung boten, war es für ihn an der Zeit, das preussische Königreich zu verlassen. Die auf ihn gesetzten 1000 Taler musste er freilich überbieten, um Wagen, Pferde und Kutscher zu finden; aber allzuschwer wurde ihm das nicht, da man einem Goldmacher natürlich schon bei kleiner Anzahlung gerne Kredit gewährte.

Sein Ziel war die Universitätsstadt Wittenberg in Sachsen, die er in seinem verdeckten Wagen glücklich erreichte. Er liess sich dort als Studierender der Medizin einschreiben und fand sogleich infolge wirksamer Empfehlungen gastliche Aufnahme bei dem Universitätsprofessor Kirchmann, welcher der Alchemie nicht abhold war.

In Berlin war man höchst ungehalten über Böttgers Verschwinden. Der König, der doch unmöglich den Goldmacher seinem Nachbarstaat überlassen konnte, machte den Ueberbringern der Botschaft Vorwürfe, dass sie auf eine so wichtige Person nicht besser „Attention gehabt", und schrieb die Belohnung aus. Als man erfuhr, wohin sich Böttger gewandt habe, befahl der König dem Leutnant Menzel, sofort mit seinen Leuten nach Wittenberg aufzubrechen und den Goldmacher wieder nach Berlin zu schaffen.

Menzel wandte sich sofort nach seiner Ankunft an das Wittenberger Kreisamt mit der Bitte, ihm den flüchtigen Apothekergehilfen und dessen Sachen auszuliefern oder ihn doch vorläufig wenigstens in Sicherheit zu bringen, weil er „den Berliner Kerl gewisser Ursachen halber" verhaften solle. Böttgers Festnahme erfolgte darauf schleunigst.

Wegen der Nachsendung eines Militärkommandos musste man annehmen, dass der „Berliner Kerl" für den

König von Preussen von hoher Wichtigkeit sei, und durch die hochfahrenden Reden, die Böttger bei seiner Verhaftung führte, wurde man in dem Glauben noch mehr bestärkt, dass er in Berlin einen hohen Rang bekleide. Man wies ihm deshalb ein möglichst angenehmes Gefängnis im Schlosse an und noch am ersten Tage beehrte ihn der Kreisamtmann in eigener Person mit seinem Besuche, um über sein Vergehen Näheres zu erfahren. Böttger machte aus dem wahren Grunde seiner Verfolgung gar kein Hehl und beteuerte seine Unschuld.

Der Kreisamtmann meinte nun, in dieser hochwichtigen Sache nicht allein handeln zu dürfen, und sandte deshalb einen Eilboten mit ausführlichem Bericht nach Dresden. Menzel machte sein Gesuch um Auslieferung des Gefangenen dringender. Sogleich musste ein zweiter Eilbote mit einem Bericht nach Dresden abgehen. Das erste Mal hatte man nur Böttgers wahrscheinliche Unschuld und Brauchbarkeit betont; jetzt wurde geltend gemacht, dass er in Wittenberg als Student eingeschrieben und, aus Schleiz gebürtig, nicht einmal preussischer Untertan sei. Noch an demselben Tage verfasste Böttger einen Protest gegen seine Auslieferung, weil er geborener Sachse (?!) sei und kein Verbrechen begangen habe; noch an demselben Tage ging dieser Protest, mit einem amtlichen Bericht versehen, durch einen besonderen Eilboten an den König nach Polen ab.

In Dresden war man ungewiss, welche Abteilung des Ministeriums diese wichtige Sache zu entscheiden habe; die Berichte gingen von einem zum andern und wurden endlich dem Statthalter, Fürsten zu Fürstenberg, persönlich noch spät in der Nacht vorgelegt, als er von der Jagd heimkehrte. Dieser hielt es an und für sich für richtig, den Gefangenen auszuliefern; da derselbe aber als sächsischer Untertan an den König appelliert habe, so müsse man doch erst dessen Antwort abwarten. Im übrigen waren alle darin einig, dass man einen Goldmacher auf keinen Fall so leichten Kaufes verloren geben dürfe.

Die Kurfürsten von Brandenburg und von Sachsen

hatten zu gleicher Zeit nach der Königskrone gestrebt; das hatte sie in engerer Freundschaft verbunden. Der eine hatte sich die preussische Krone aufgesetzt, der andere die polnische mit Opfern aller Art errungen und kämpfte gerade jetzt noch, sich dieselbe zu erhalten; beide Könige fanden an einander die stärkste Stütze.

Diese nachbarliche Freundschaft durfte man nicht stören; deshalb lud der Statthalter den Kanzler, den Präsidenten des Geheimen Kriegsrats und die Minister noch in derselben Nacht zu einer Konferenz ein, in welcher man dahin schlüssig wurde, dass man den König genau und insgeheim benachrichtigte und den Kreisamtmann in Wittenberg bei Gefahr seines Lebens anwies, den Arrestanten weder auszuliefern, noch freizugeben, noch auch dessen alchemistische Gerätschaften und Erzeugnisse anzurühren bis eine Nachricht vom Könige eingelaufen sei.

In Wittenberg zeigte man nun die grössere Vorsicht vor allen Dingen darin, dass man den Gefangenen in das vierte Stockwerk des Schlosses hinaufbrachte, damit auch nicht von benachbarten Fenstern aus ein Verkehr mit ihm möglich sei. Man glaubte, zur Abfassung der nötigen Aktenstücke nicht einmal Kanzleipersonen heranzuziehen und zur Bewachung nur polnische Offiziere verwenden zu dürfen, welche kein Wort deutsch verstanden.

Inzwischen flogen fortwährend Briefe von Wittenberg nach Dresden, von Dresden nach Wittenberg und zum Könige nach Warschau.

Der König von Preussen sah, dass man ihm den Arrestanten nicht ohne zwingende Gründe ausliefern würde; deshalb forderte er ihn nun wegen schwerer Verbrechen zurück, weil man ihn als Betrüger und Giftmischer zur Verantwortung ziehen wolle. Selbst dieses fatale Mittel blieb ohne Erfolg. Darauf erschien ein Berliner geheimer Bote in Wittenberg, gab sich für Böttgers Vetter aus und verlangte diesen zu sprechen; den Gefangenen selbst suchte er zu überreden, freiwillig nach Berlin zurückzukehren, und erbot sich, ihm hierzu freies Geleit vom Könige von Preussen auszu-

wirken. Man versuchte, die Wittenberger Beamten zu bestechen. Der König sandte Beschwerden über die feindselige Haltung der sächsischen Behörden nach Wittenberg und Dresden. Der Leutnant Menzel drohte sogar mit sofortiger Anwendung von Gewalt. Immer wieder erhielt man nur die eine Antwort, dass die Entschliessung des Königs von Polen abgewartet werden müsse. Die Hoffnung auf Böttgers Auslieferung an Preussen musste man in Berlin wohl schon aufgeben; aber noch hielt man nicht alle Wege zu seiner Wiedererlangung für erschöpft; war er erst frei, so war auch nicht ausgeschlossen, dass man ihn finge. Daher kamen neue Boten von Berlin mit der Nachricht, dass sich Böttgers Unschuld erwiesen habe und dass man ihn deshalb auf freien Fuss setzen möge. Dieser neue Kniff veranlasste die Behörden nur, Böttgers Sachen zu verschliessen und die Schlüssel nach Dresden zu schicken.

Der Leutnant Menzel musste nun natürlich abberufen werden, da man sich selbst des Vorwandes begeben hatte, unter welchem man den Goldmacher einfordern konnte. Noch eine Weile betrieb man die Sache durch Briefe und geheime Zwischenträger, jedoch ohne jeden Erfolg.

Der König liess, im Aerger über das vollständige Misslingen jedes seiner Schritte, alle Beteiligten hart an.

In Dresden stieg die Spannung aufs höchste, als immer noch keine Antwort aus Warschau einlief; denn so nahe der preussischen Grenze hielt man den Gefangenen vor den preussischen Häschern nicht für sicher.

Der entlaufene Apothekergehilfe, der für zwei Könige als kostbares Besitztum erstritten werden sollte, rieb sich in seiner Haft vergnügt die Hände; denn im günstigsten Falle konnte er ihnen ja nur Gold machen — aus Gold. Freilich hatte Böttger sich wohl früher, am Anfang seiner Experimente, selbst über seine Kunst getäuscht und keineswegs die Absicht des Betruges gehabt; wenigstens lässt sich dies nach seiner Aeusserung gegen seine Lehrkameraden: „Lasst mich zufrieden! Ich habe die rechte Tinktur allerdings gefunden, aber wer weiss, ob ich sie mein Lebtag wiederfinde,“ ver-

muten. Wollen wir nicht annehmen, dass er sich schon hierdurch nur vor Zudringlichkeiten schützen wollte, so war er nunmehr sich ganz gewiss seiner Unfähigkeit bewusst.

Sobald die Briefe in Warschau angelangt waren, hielt der König mit seinem Konferenzminister, Grafen Beichlingen, lange Rat. Die Freundschaft mit Preussen zu gefährden, fand man bedenklich; aber die Erwerbung der polnischen Königskrone und der Nordische Krieg hatten so viel Geld verschlungen und König Augusts Prunkliebe erforderte noch fortwährend einen so ungeheuren Aufwand, dass die öffentlichen Kassen meist leer waren und dass Sachsens Beherrscher, wenn er aus Polen kam, oft seine Hauptstadt meiden und geraden Weges auf eines seiner Schlösser gehen musste, wenn er von seinen ungeduldigen Gläubigern verschont bleiben wollte. Da erschien nun der Goldmacher als Retter in der Not.

Der König befahl, ihn sofort nach Dresden zu schaffen und ihn dort „mit sattsamer Freiheit“ in sicheren Gewahrsam zu bringen, seine alchemistischen Erzeugnisse und Schriften aber umgehend nach Warschau zu senden.

Ein Eilbote brachte diese Entscheidung nach Dresden. Musste er diese Reise schon mit Vorsicht machen, so verlangte man nun gar bei seinem Ritt nach Wittenberg die allerstrengste Geheimhaltung. Damit seine Ankunft niemanden neugierig mache, musste er den geraden Weg vermeiden und, unter Zurücklassung des Pferdes, die letzte Strecke bis Wittenberg zu Fuss zurücklegen. Infolge dieser geheimen Botschaft teilte man sogleich dem Gefangenen mit, dass ein Brief vom Könige angelangt sei, der ihm seinen hohen Schutz und ein freies Leben verheisse; freilich müsse man ihn, wenn er dies annehmen wolle, wegen der preussischen Verfolgungen aus Wittenberg fortbringen.

Fidele Gefangenschaft.

Mit solchem Anerbieten war Böttger natürlich höchst zufrieden und, nachdem man aus Furcht vor der „preussischen List“ noch für einige Tage die scheinbare Verpflegung und Bewachung des Gefangenen im Wittenberger Schlosse angeordnet hatte, brach man gegen Morgen unter militärischer Bedeckung auf. Wieder nahm man zur Sicherheit polnische Offiziere, liess dieselben einen Eid auf Verschwiegenheit leisten und sagte ihnen dann nicht einmal, wer der Gefangene sei. Da dies noch nicht genügend erschien, so wechselte man unterwegs mehrmals die Begleiter, damit nicht etwa einer derselben zugleich den Anfang und das Ziel der Reise erführe. So langte man glücklich in Dresden an.

Eine fast noch weiter gehende Vorsicht übte man beim Versenden des Manuskriptes, der Tiegel und der Pulver, die man auf das sorgfältigste verpackte; für die Tinktur liess man sogar eigens eine Büchse drechseln, in welche das Fläschchen genau passte.

Die Angst, welche die Beauftragten vor preussischen Ränken während der ganzen Fahrt nach Dresden ausgestanden hatten, war unbeschreiblich; deshalb waren sie froh, dass sie nun die weitere Verantwortlichkeit dem Statthalter überlassen konnten. Seiner schweren Pflicht und den Wünschen des Königs glaubte dieser am besten nachzukommen, indem er den Adepten ganz in seiner Nähe, im kurfürstlichen Schlosse unterbrachte und ihm mehrere hochgestellte Herren zur Unterhaltung und Beobachtung beigesellte, nachdem er dieselben in Gegenwart des Kanzlers, Freiherrn von Friesen, auf ewige Verschwiegenheit vereidigt hatte.

Nachdem Fürstenberg persönlich alles Nötige für die gute Verpflegung und die Sicherheit des jungen Gold-

machers angeordnet hatte, musste das erste sein, dem Könige einen Beweis von dessen Kunst zu geben. Der Statthalter bat sich deshalb die erforderlichen Stoffe und die nötigen Anweisungen für deren Verwendung aus. Böttger gab ihm alles mit der grössten Bereitwilligkeit, auch das wertvolle rote Pulver, den Stein der Weisen, in einem Fläschchen, das wiederum in einer Schachtel verwahrt war. Wichtiger, wenigstens für den Adepten, waren seine Anweisungen, dass man den Versuch nicht nur mit der peinlichsten Sorgfalt, sondern auch mit der gehörigen Gottesfurcht anstellen müsse, falls er gelingen solle. So hielt er sich eine Hintertür offen, um das Missglücken der Arbeit stets von sich abwälzen zu können.

Sofort begab sich der Statthalter selbst mit dem wertvollen Schatze auf die Reise nach Warschau. Mit dem Könige gemeinschaftlich rüstete er alles her, um das Werk zu beginnen; niemand weiter wurde zugelassen, niemand wusste darum, ausser einem treuen Gefährten des Königs, seinem Hunde, von dem man keinen Verrat glaubte fürchten zu müssen. Indessen hatte man sich hierin doch sehr verrechnet; zwar konnte dem Hunde nicht der Gedanke kommen, den beiden das Goldmachen abzulernen, aber die mitgebrachte Schachtel erschien ihm als ein angenehmes Spielzeug, über das er sich hermachte und das er umwarf, so dass das Fläschchen klirrend zersprang und sich seines kostbaren Inhaltes auf dem Fussboden entledigte.

Der Schreck war natürlich nicht gering und die Arbeit musste nun schon so lange verschoben werden, bis man sich neues Material verschrieben hatte. Dieses tat der König sofort und unter Mitteilung des Sachverhaltes eigenhändig, obwohl ihm das Schreiben sonst höchst zuwider war. Dabei versicherte er den Goldmacher seines Schutzes, und Fürstenberg fügte einige Worte hinzu, in denen er ihn deswegen beglückwünschte.

Als das neue Pulver in Warschau ankam, bekleideten sich die beiden zur Nachtzeit und hinter verschlossenen Türen mit Schurzfellen und begannen Gold zu kochen. Sie

arbeiteten eine ganze Weile; als sie jedoch das Ergebnis ihrer Anstrengung an das Licht zogen, fanden sie von Gold daran keine Spur. Der König liess dem Adepten seinen Verdruss und sein Befremden darüber mitteilen, zumal „er kurz vorher das heilige Abendmahl genommen und sich bei der Arbeit nur den allerfrömmsten Gedanken hingegeben“ hätte. Dem Statthalter gegenüber, der alsbald nach Dresden zurückkehrte, schob Böttger natürlich alles auf Mangel an Sorgfalt.

Das Leben des Goldmachers erlitt jetzt kurz hintereinander mehrfache Veränderungen. Bald fand der Statthalter den Aufenthaltsort, bald die Wächter nicht sicher genug. Böttger sah seine Freiheit durch jeden Wechsel mehr eingeschränkt, sodass er endlich drohte, sich das Leben zu nehmen, wenn man seine Gefangenschaft nicht erleichtern wolle. Dabei geriet er dermassen in Wutanfälle, dass ihn der Statthalter schliesslich nach dem Königstein schaffen liess.

Wer er sei, durfte auf der Festung niemand erfahren, selbst der Arzt nicht, den man zur Untersuchung sandte, als Böttger sich irrsinnig stellte, und der darüber in seinem Berichte schrieb: „Der Gefangene schäumte wie ein Pferd, brüllte wie ein Ochse, knirschte mit den Zähnen, rannte mit dem Kopfe gegen die Wand, arbeitete mit Händen und Füssen, kroch an den Wänden herum, zitterte am ganzen Leibe, so dass zwei starke Soldaten seiner nicht Herr werden konnten, verzweifelte wegen der Sünde gegen den heiligen Geist an seiner ewigen Seligkeit und — trank dabei tüchtig, oft 12 Kannen Bier des Tages, ohne trunken zu werden.“ Bald jedoch besserte sich Böttger und ward wieder nach Dresden und zwar in das Haus des Statthalters überführt, wo man die Strenge seiner Gefangenschaft etwas milderte, ja sogar ihn gelegentlich zur Familie zog.

Mit dem Statthalter war eng befreundet der damals weltberühmte Naturforscher E. W. Graf von Tschirnhausen. So oft er in Dresden war, wohnte er bei dem Statthalter, oder brachte wenigstens einige trauliche Stunden bei ihm zu.

So machte man ihn bald zum Mitwisser von der Anwesenheit des Goldmachers, da man ihm, als einem der ge-

lehrtesten Verehrer der Alchemie, dadurch eine besondere Freude zu bereiten glaubte und da man wohl auch sein massgebendes Urteil über Böttger hören wollte. Natürlich wünschte er den Adepten sofort kennen zu lernen. Dies sagte man ihm für seinen nächsten Besuch zu und Tschirnhausen wurde dadurch so fröhlich gestimmt, dass er sich mit einem jungen Verwandten des Statthalters, welcher als Student der Physik auf der Durchreise nach Erfurt war, ganz ausgelassen unterhielt, und schliesslich einen Trinkspruch auf den Goldmacher ausbrachte. Als der Student beim Anstossen verlegen wurde, stellte er ihn darüber zur Rede und brach dann in freudiges Erstaunen aus, als dieser sich als der Goldmacher selbst entpuppte. Er fasste von dem jungen Manne die günstigste Meinung und schenkte ihm seine Freundschaft.

Das hatte auch den grössten Einfluss auf Böttgers äussere Lebenslage; er erhielt bald, im März 1702, mehrere Zimmer im Schlosse, weitläufige Gewölbe für seine Arbeiten, ein eigenes Kirchstübchen für seine Andachtsübungen und zu seiner Erholung ein Billardzimmer, sowie das Benutzungsrecht des Schlossgartens. Da er auch auf des Königs Kosten täglich Gäste zu Tische laden durfte, so hatte er stets eine auserlesene Gesellschaft um sich, zu der sehr oft Fürstenberg und Tchirnhausen zählten, die ihn meist auch in seinem Laboratorium besuchten und sich gern als seine Freunde bezeichneten. Alle Speisen wurden ihm in goldenen und silbernen Geräten aufgetragen und für seine alchemistischen Versuche standen Arbeitsleute in beliebiger Anzahl zu seiner Verfügung.

Dies alles tat man, um ihn ja bei zufriedener Stimmung zu erhalten, damit sein grosses Werk gelinge. Und doch konnte man dadurch seine üble Laune nicht dämpfen, unter der seine Umgebung schwer leiden musste; denn Glanz und Wohlleben konnten ihm weder die Freiheit ersetzen, noch auch ihn von der Furcht vor der endlichen Entdeckung seiner Lügen befreien.

Trotz aller Vorsicht war bald das Gerücht von dem

jetzigen Aufenthalte des Goldmachers nach Berlin gedrungen, besonders dadurch, dass man demselben gestattet hatte, an seine Eltern zu schreiben. Zahlreiche Spione tauchten in Dresden auf; schliesslich erschien eines Tages auch seine Mutter mit einem Gefolge von Frauen aus ihrer Nachbarschaft. Sie war mit zahlreichen Empfehlungsschreiben versehen und wollte ihren lieben Sohn sprechen. Dies meinte man ihr nun freilich in keinem Falle gestatten zu können, selbst wenn sie ihre Gefährtinnen draussen lassen wollte. Und durch das Verbot im höchsten Grade aufgebracht, wurde die Frau so laut, dass man sich veranlasst sah, ihr Reise- und Zehrkosten anzubieten, wenn sie nur sofort die Stadt verlassen wolle. Ein solches Ansinnen wies sie aber entrüstet zurück.

Um sie nun endlich zu beruhigen, liess man einen Diener sich als polnischen Kurier verkleiden und ihr Briefe von ihrem Sohne bringen, die soeben eingelaufen sein sollten. Da sie indessen den Verkleideten erkannte, geriet sie über den Betrug in helle Wut und schlug mit ihrer Schar Lärm in der ganzen Stadt. Bei zahlreichen Behörden versuchte sie noch ihr Glück, aber immer ohne den gewünschten Erfolg; endlich gab sie ein Gesuch beim Oberkonsistorium ab, weil sie meinte, dass diese kirchliche Behörde sich einer armen, hintergangenen Mutter annehmen müsse. Die Macht der Kirche hatte sie darin freilich überschätzt; aber doch rief sie durch dieses Vorgehen einen allgemeinen Schrecken hervor.

Das Volk war schon längst auf den König wegen seiner Verschwendung übel zu sprechen; seitdem er zum Katholizismus übergetreten war und seitdem die hohen Beamtenstellen fast ausschliesslich an seine neuen Glaubensgenossen vergeben wurden, war die Spannung noch gestiegen und zwar so hoch, dass selbst der Superintendent von der Kanzel herab sich mehrfach unliebsam über manche Dinge geäussert hatte.

Die Böttgersche Sache musste aus seinem Munde jedenfalls das Volk im höchsten Grade aufregen. Deshalb versuchte man von neuem alle möglichen Mittel, die Mutter des

Gefangenen zu beschwichtigen. Zwar schlug kein Mittel bei ihr an; aber endlich verliess sie, plötzlich, wie sie erschienen, aus eigenem Antriebe ohne weiteres Aufsehen die Stadt.

Böttger erhielt bald darauf die Erlaubnis, an seine Mutter zu schreiben, und bezeigte über diese Gnade seine grosse Freude. Da man jedoch seine Briefe heimlich einer Durchsicht unterzog, so entdeckte man alsbald, dass er den Briefwechsel zu Fluchtplänen missbrauchte.

Diese geheimen Unterhandlungen erschienen dem Statthalter gefährlich und er fragte deshalb beim Könige an, ob man den Gefangenen nicht lieber an einen befestigten Ort bringen sollte. Der König wollte aber hiervon nichts wissen; denn er wollte um keinen Preis seinen „hoffnungsvollen Goldmacher zu dem grossen Werke unlustig“ machen; vielmehr ordnete er nun an, dass man alle Böttgerschen Angelegenheiten mit noch grösserer Vorsicht und Heimlichkeit behandeln solle. An das unglaubliche grenzt es, mit wie grosser Liebenswürdigkeit der König dem jetzt etwa achtzehnjährigen verlogenen Apothekergehilfen entgegenkam. Es ist uns eine grosse Anzahl von eigenhändigen Briefen des Königs erhalten, in denen er jenen mit Ausdrücken der innigsten Freundschaft und Zärtlichkeit benennt, in denen er ihm zum neuen Jahre Glück wünscht, in denen er mit demselben die wichtigsten Staatsangelegenheiten bespricht und in denen er Gott dafür dankt, das derselbe gerade ihn für sein goldenes Geschenk auserkoren habe. Ja, der König sandte sogar wieder und wieder Summen Geldes für die alchemistischen Versuche, obwohl seine eigenen Kassen stets leer waren und es für den Krieg und den königlichen Glanz meist an dem Notwendigsten fehlte.

Jedoch der Glaube an seine Kunst schwand bei Böttgers Umgebung mehr und mehr, da man doch auch gar keine Fortschritte sah. Das musste die Furcht vor endlicher Strafe, die nicht ausbleiben konnte, in ihm wach erhalten und ihn von neuem auf Flucht denken lassen.

Von Polen war dem König nicht mehr viel geblieben;

seine wenigen treuen Städte waren vollständig ausgesogen und trugen ihm keinen Pfennig mehr ein. In der höchsten Geldnot drängte er nun den Goldmacher mehr als sonst, ihm doch wenigstens die hunderttausend Taler zu senden, welche er, wie er ja schriebe, durch seine Arbeiten bereits gewonnen habe.

Jetzt, im Juni 1703, war der Zeitpunkt gekommen, der Böttgers Schwindeleien aufdecken und ihn für immer in schweres Gefängnis bringen musste. Nur die Flucht konnte ihn erretten und zwar war ihm nicht viel Zeit zu Vorbereitungen gelassen. Der König hatte aus Polen einen vertrauten Boten gesandt, der eine geheime Besprechung mit Böttger suchen und ihm des Königs eigenhändigen Brief überreichen sollte. Der König hatte einen schweren Sturz vom Pferde getan und man zweifelte an seinem Aufkommen; da drängte sich ihm die damals nicht ganz unbegründete Befürchtung auf, dass nach seinem Tode der Vormund seines Sohnes, der Herzog Johann Georg von Weissenfels, die Regierung um des Goldmachers willen an sich reissen möchte. Die Vormundschaft des Herzogs war wegen der nahen Verwandtschaft nicht zu umgehen; dieser führte, obwohl er an Land viel ärmer war, einen Hofstaat, der hinter Augusts an Glanz verhältnismässig nicht zurückstand; sein Schloss lag an der grossen Strasse und hoher Besuch vermehrte daher nicht selten den Aufwand. Erst kürzlich hatte Erzherzog Karl von Oesterreich, der designierte König von Spanien, rühmend erzählt, dass er zu Weissenfels grossartiger, als an sämtlichen anderen deutschen Höfen bewirtet worden sei. Freilich hatte der Herzog mehrere Tonnen Goldes dabei aufgewendet, von denen er nicht gar viele mehr haben mochte. Zweifelte man bei dieser Lage auch nur ein wenig an seiner Pflichttreue, so durfte man schon glauben, dass er den Vetter auf geschickte Art seines Landes berauben werde, wenn er dadurch eine unerschöpfliche Goldquelle gewinnen könne.

Deshalb musste der König für den Fall seines Todes dem Goldmacher die Freiheit geben. Dies schrieb er ihm;

er schrieb ihm aber auch, dass er dem Boten das Gold, eine Probe des Steins der Weisen und die schriftliche Gebrauchsanweisung übergeben, dann aber selbst nach Polen kommen und die Echtheit des Geheimnisses eidlich versichern solle. Böttger las den Brief heimlich, und als der Bote anderen Tages wiederkam, händigte er ihm das Gold in zwei versiegelten Paketen von zwei Zentnern Gewicht, ein Schächtelchen, das ein rotes Glas enthielt, und das Geheimnis ein. Auch einen vorläufigen Eid auf die Echtheit leistete er und dann verabredete man die Abreise auf den nächsten Abend.

Noch ehe die bestimmte Stunde da war, entkam Böttger durch den Garten, mietete sich in der Nachbarschaft ein Pferd, trabte unter dem Schutze der nächtlichen Finsternis aus der Stadt hinaus, nach Peterswalde, von dort aus ohne Aufenthalt zu Pferde nach Prag und Wien. Durch den langen Ritt war er so erschöpft, dass er sich gezwungen sah, von hier aus die Reise im Wagen fortzusetzen. In Enns in Niederösterreich wollte er die erste kurze Rast halten, um anderen Tages weiterzueilen. Er stieg in einem Gasthause ab und liess sich das Abendessen auftragen.

Kaum war dieses aber da, so erschien bei ihm ein würdiger alter Herr, der sich ihm als Bürgermeister, Postmeister und Stadtschreiber, sowie sein Gefolge von zwölf Mann als die Beamten des Gerichts vorstellte. Der Alte begann ein strenges Verhör, woher der Reisende komme und wohin er gehe. Als Böttger hierauf allerlei Lügen bereit hatte, zog man seinen freiherrlichen Namen, den er führte, in Zweifel. Schon wollte der Gefragte auf solche Zudringlichkeit die gebührende Antwort geben; da trat der Hofmeister des Grafen von Tschirnhausen mit noch einem Dresdener Abgesandten ein.

Nun half freilich das Lügen nichts mehr; die Bekanntschaft mit diesen Herren konnte Böttger nicht bestreiten.

Gleichwohl stellte er sich noch unwissend darüber, weshalb sie ihn hier aufsuchten. Im Namen des Statthalters fragten die beiden ihn darauf nach dem Grunde seiner

Flucht und versicherten ihn jeder billigen Genugtuung, falls ihn jemand beleidigt hätte. Böttger zeigte sich darüber höchst erstaunt und gab an, dass es niemals in seiner Absicht gelegen habe, zu entfliehen, sondern dass er sich vielmehr auf der Reise nach Polen befinde, wohin ihn der König befohlen habe. Den Umweg über Wien habe er nur deshalb gemacht, weil er fürchte, dass Schlesien noch von den Schweden besetzt sei. Eine solche geographische Tollheit und politische Unkenntnis traute man freilich Böttgern nicht zu, sondern zeigte ihm unter vielen höflichen Entschuldigungen den Verhaftungsbefehl.

Noch war Böttger gar nicht willens, sich seiner Freiheit berauben zu lassen, und zeigte dies deutlich genug den Abgesandten. Als diese ihm aber die ausdrückliche Verfügung Fürstenbergs vorwiesen, nach welcher sie ganz nach ihrer Willkür mit ihm verfahren durften, übergab er stillschweigend seinen Degen nebst Geld und Wertsachen. Unter Aufsicht der Gerichtspersonen musste er seine Sachen packen, und was sich hierbei noch an Gold und Edelsteinen fand, reichte für ein Fässchen Wein hin, bei welchem sich dann das Ennser Gericht die Nacht verkürzte. Den Verhafteten aber, den sie bewachen mussten, liessen die weisen Schöffen mit trockener Kehle dem fröhlichen Treiben zusehen. Am anderen Morgen eilte man nach Dresden.

Natürlich sandte sofort Fürstenberg über das Vorgefallene einen genauen Bericht an den König. Dieser steckte gerade tief in politischer Bedrängnis; die Warschauer Konföderation hatte ihm mit Entthronung gedroht, und um sich im Besitze Polens zu erhalten, wollte er gerade jetzt einen Reichstag zu Lublin halten. Für seinen Goldmacher hatte er aber immer Zeit und auch dieses Mal lies er sich zu einem eigenhändigen Brief an Böttger herbei, in welchem er demselben seine tiefe Betrübnis über die Flucht aussprach; er habe ihm in jeder Beziehung sein Vertrauen geschenkt, ihn reich belohnt und ihm alle seine Versprechungen treulich gehalten, Böttgers Untreue habe er wahrlich nicht verdient.

Im übrigen war der König höchst glücklich darüber, dass man seinen Goldmacher wieder eingefangen hatte, so sehr er auch sonst über denselben erzürnt war, besonders weil derselbe ihm vor der Flucht mehrere sehr kostbare Medaillen entwendet habe und gar noch als vornehmer Herr gereist sei. Der König verfügte jetzt ausdrücklich, dass Böttger freigelassen werden sollte, sobald er eine vollständige und richtige Beschreibung seines Geheimnisses abgegeben habe.

Indessen auch dem Könige kamen endlich Zweifel an der Kunst des Apothekergehilfen und für den Fall, dass es doch mit dem Golde nichts wäre, wies er den Statthalter an, zu sparen, wo es nur möglich sei. Auf Befehl des Königs leitete man eine strenge Untersuchung ein, um diejenigen zur Rechenschaft zu ziehen, welche bei der Flucht etwa behilflich gewesen wären. Weit kam man jedoch mit den Nachforschungen nicht. Selbstverständlich fing man bei dem Flüchtling an, der wieder allerlei Lügen zur Hand hatte, denen man gern einigen Glauben schenkte; denn die weitere Untersuchung musste man des Aufsehens wegen, aus Furcht vor den Preussen, ja doch einstellen.

Kaum war wieder Ruhe eingetreten, so dachte Böttger schon auf neue Mittel und Wege, aus der Gefangenschaft zu entkommen. Sein nächster Versuch, den er alsbald ins Werk setzte, musste freilich von vornherein misslingen; denn derselbe war gar zu einfältig. Böttger gab nämlich vor, dass er bei der schnellen Abreise, zu der er in Enns gezwungen worden sei, ein Fläschchen Tinktur dort gelassen, mit dem er ungeheure Mengen Goldes hätte tingieren können, und er bat deshalb um die Erlaubnis zu einer Reise dorthin. Als man dem lockeren Vogel den Käfig so leicht nicht wieder öffnen wollte, schrieb er einen demütigen Brief an den König: er habe sich durch seine Flucht jedes Recht auf Freiheit verscherzt und er müsse deshalb dem Könige alle seine Versprechungen zurückgeben, er stelle sich fortan allein in die Gnade des Königs. Ein allzu grosses Opfer war dieser Verzicht ja gerade nicht; denn dass er sich

die Freiheit niemals würde verdienen können, wusste Böttger selbst am besten. Gleichwohl gab er dem Könige dadurch Veranlassung, ihn von neuem seiner Freilassung zu versichern, sobald er demselben das versprochene Gold und das Rezept zum Tingieren gegeben hätte.

Inzwischen veranstaltete der König, um die abgefallenen Woiwoden wieder zu gewinnen, die glänzendsten Feste und gab dafür ungeheure Summen aus. Da klammerte er sich in der höchsten Not wieder ganz und gar an die Hoffnung auf seinen Goldmacher, und der Briefwechsel zwischen ihm und Fürstenberg zeigt, wie sie beide wieder volles Vertrauen zu Böttgers Kunst gewonnen hatten. Jedoch dieser machte auch jetzt nur grosse Versprechungen und leistete nichts. Man gab ihm eine immer zahlreichere Umgebung, die ihn durch Worte und durch ein gutes Beispiel zur Arbeit anspornen sollte; er aber war für diese Gesellschaft nur dann zugänglich, wenn sie an seinen wüsten Gelagen teilnahm, mit denen er sich über seine Gefangenschaft zu trösten suchte. Man ordnete an, dass über seine Arbeit ein Tagebuch geführt werde; aber darin stand von etwaigen Arbeiten kein Wort, desto mehr von vielem Essen und Trinken, das nur durch Spaziergänge im Garten unterbrochen wurde. Die vornehmen und geringen Wächter beklagten sich jedoch trotz des fidelen Lebens endlich darüber, dass sie die Gefangenschaft des Goldmachers so ganz teilen mussten, dass sie nicht einmal den Gottesdienst besuchen konnten; mehrere baten um Entlassung aus dem allzu schweren Dienste. Diese erhielten sie nicht bewilligt; sie wurden vielmehr von neuem auf Verschwiegenheit in Pflicht genommen, so lächerlich ihnen allen auch längst das Vertrauen auf den verlogenen Apothekergehilfen erschien.

Die unglückliche Schlacht bei Punitz war geschlagen und der König kehrte betrübt und in allergrösster Geldnot nach Hause zurück. Jetzt endlich fand man die lange herbeigesehnte Musse, die höchst wichtige Böttgersche Angelegenheit zu ordnen. Nach langen Beratungen einigte man sich über ein besonderes Gesetz von 36 Paragraphen, in

welchem mit peinlichster Gewissenhaftigkeit bis aufs kleinste die Art und Weise der Bewachung des Goldmachers, seine in Aussicht stehende Freilassung und die Verwendung der zu erwartenden Tonnen Goldes geregelt wurde, „dass ein so heylsam und nützlich Werk zu keinem Uebel und sündlicher Verstockung möge benutzt werden.“

Böttgers Aufenthalt in Sachsen hatte bereits 40 000 Taler gekostet, von seinen Künsten aber hatte man noch nichts gesehen. Da endlich liess er sich bewegen, sein Wissen für den König in einem Aufsatze von 20 Folioseiten niederzulegen, welchen er überschrieb: „Process zum Universal (zum Tingiren) von Hr. Joh. Friedr. Böttichern im höchsten Vertrauen communicirt und in die Feder dictirt.“ Zuerst stellte er selbst in Gegenwart des Königs und des Statthalters hiernach mit glücklichstem Erfolge einen Versuch an; darauf machten sich auch diese an die Arbeit, erhielten aber nur eine bunte metallische Masse, deren Wesen und Natur sie nicht enträtseln konnten.

Mündlich und schriftlich beklagte sich Böttger fortwährend, dass man ihn noch immer gefangen halte, obwohl er alle seine Kenntnisse redlich dem Könige mitgeteilt habe; etwas mehr Freiheit, wenigstens zuweilen den Gang nach der Kirche solle man ihm doch gestatten.

Fabelhafte Gerüchte über den im Schlosse gefangen gehaltenen Goldmacher hatten sich nach und nach verbreitet und man musste fürchten, dass es, wie um die Geheimhaltung, sobald auch um den Besitz desselben würde geschehen sein, wenn man den Aufenthaltsort nicht änderte. Man brachte daher den Gefangenen nach der Albrechtsburg in Meissen, wo er unter derselben strengen Bewachung und derselben kostbaren Verpflegung gehalten wurde. Damit Böttger die Goldmacherei nach seinem neuen Rezept ungestört in grossartigem Massstabe betreiben könne, richtete man ihm 36 Schmelzöfen ein und verschrieb ihm eine Anzahl Berg- und Hüttenleute aus Freiberg als Arbeiter. Teurer wurde dadurch freilich die Sache, aber Gold kam deshalb doch nicht zustande.

Um diese Zeit drohte Karl XII. mit einem Einfall in Sachsen, und die Möglichkeit einer Wiederholung der entsetzlichen „Schwedengräuel", die vom dreissigjährigen Kriege her noch in schlimmer Erinnerung waren, setzten dermassen alles in Furcht, dass jeder flüchtete, der es nur konnte. Alle Kostbarkeiten des Staates und das Hauptarchiv brachte man in Sicherheit auf den Königstein. Da durfte man auch den grössten Schatz des Landes, die unerschöpfliche Goldquelle, nicht vergessen; auch Böttger wurde am 5. Sept. 1706 als Juwel auf den Königstein geschafft.

Eine grosse Anzahl hoher Würdenträger Sachsens sass bereits dort ohne Aussicht auf Freilassung. Zu ihnen kam jetzt der „Herr mit drei Dienern"; so bezeichnete man Böttger mit Beziehung auf die ihm beigegebene Dienerschaft, damit auch nicht einmal der Kommandant der Festung seinen Namen erführe. In der Eile hatte man verabsäumt, Anordnungen über Böttgers Behandlung zu treffen, und der Unterkommandant hielt es deshalb für seine Pflicht, ihn mit dem Essen und Trinken knapp zu halten und ihm sogar Papier und Tinte zu verweigern. Darüber im höchsten Grade ungehalten, beschwerte er sich beim Kommandanten, und als auch dieser seiner sich nicht annahm, beim Statthalter. Bald lief eine sehr ausführliche Verfügung ein, wie der „Herr mit drei Dienern" gehalten werden solle. Hiernach blieb er zwar vollständig abgeschlossen von den anderen Gefangenen, aber genoss eine behaglichere Verpflegung; auch befahl ausdrücklich der König selbst, dass niemand „von widrigem Naturell" Böttgern aufgedrungen werden solle. Der Statthalter wechselte mehrfach Briefe mit ihm und besuchte ihn sogar auf der Festung; jedoch gab er aus Furcht vor Verrat des Geheimnisses nicht nach, als Böttger ihn um mehr Freiheit, etwa einen kleinen Spaziergang innerhalb der Festung bat. Vielmehr musste die Bewachung so strenge gehandhabt werden, dass Böttger sogar den allernotwendigsten Gang aus seinem Zimmer nur unter Aufsicht eines Dienes machen durfte.

Dennoch gelang es ihm, durch ein Astloch von der ge-

heimen Kammer aus mit seinem Nachbarn, einem ungetreuen Minister, Bekanntschaft anzuknüpfen, ohne dass es sein Wächter merkte. Solche Begegnungen wiederholte man auf Verabredung. Da man hier aber der Unterhaltung nicht gar zu oft und gar zu lange pflegen durfte, wenn anders man nicht die Aufmerksamkeit der Wächter erregen wollte, so brach man in den Zimmern die Hinterwände der Schränke heraus und stiess eine Oeffnung in die nicht sehr starke Mauer. Bald wurde man kühner, stiess allenthalben Zugänge durch Wände und Fussböden und eine ganze Gesellschaft von Gefangenen besuchte einander. Böttgers drei Diener, Freiberger Bergleute, waren musikalisch und übten sich allerlei Stücke ein, um von einem Gange der Festung aus, wo sie von allen Insassen gut gehört werden konnten, diesen die Langeweile zu vertreiben. Hörte das Konzert auf, so versuchten die Gefangenen zu dichten und kritisierten ihre Erzeugnisse gegenseitig.

Dieser unschuldige Zeitvertreib nahm aber bald eine ernstere Wendung. Die hohen Beamten, welche wegen der allergröbsten Betrügereien auf die Festung geschafft worden waren, durften ihrer Verbrechen wegen nicht einmal auf eine Milderung ihrer Gefangenschaft hoffen. Für sie war es mithin selbstverständlich, Fluchtpläne zu schmieden, und der jetzt so bequeme Verkehr mit einander erleichterte ihnen dies in hohem Masse. Sie zogen Böttger in ihre Verschwörung hinein, und da man sehr sorgfältige Vorkehrungen zu treffen hatte, so setzte man den Streich erst auf den nächsten Frühling, den des Jahres 1707 fest. Böttgern trieb hierbei nur die Sehnsucht nach der lange entbehrten Freiheit; die anderen knüpften an das Entkommen für sich noch manchen weiteren Plan, der sie auf Kosten des sächsischen Regentenhauses zu Macht und Ansehen bringen sollte.

Eine der geheimen Unterredungen wurde einmal gar zu lange ausgedehnt und der Diener schöpfte bei Böttgers unnatürlichem Zeitaufwand Verdacht. Er trat daher in die geheime Kammer, sobald sein Herr dieselbe verlassen hatte, und entdeckte daselbst ein Stückchen Papier in einem Ast-

loche der Wand. Er zog das Papier heraus; da ertönte eine Klingel, und ein Bedienter fragte vom Nebenraum, was der hohe Herr wünsche. Der Spion teilte seinem Herrn diese Entdeckung mit.

Böttger sah sich verraten und, um selbst der Strafe zu entgehen, verriet er die anderen. An der nächsten Unterredung mit dem Mitgefangenen liess er seinen Diener heimlich teilnehmen, wodurch dieser bis ins kleinste von allen Vorkehrungen zur Flucht erfuhr. Dann zeigte Böttger selbst den verräterischen Plan dem Kommandanten an und die Flucht, zu welcher die Beteiligten als Verkleidung die Uniformen der Festungsbesatzung und als treue Gehilfen die Pferde aus einem benachbarten Pfarrhause erhalten sollten, wurde völlig vereitelt. Die Besatzung wurde gewechselt, die Wachen allenthalben verdoppelt und die Gefangenen weiter von einander entfernt untergebracht; einige der Diener wurden verhaftet und der König ordnete auch eine Untersuchung gegen die Gefangenen an. Allzu strenge ging man aber wiederum hierbei nicht vor; denn aus politischen und persönlichen Gründen hätte man manchen von den Gefangenen lieber entwischen lassen, als dass er mit der Festung dem Könige Karl XII. in die Hände fiele; von den einen fürchtete man, dass sie in Karls Diensten dem Vaterlande übel mitspielen würden, die anderen, welche in früheren Jahren durch Desertion oder sonstige Untreue den Schwedenkönig schwer gereizt hatten, wollte man vor dessen allzu grausamer Hinrichtung bewahren. Böttger bot dem Kommandanten, dann sogar dem Könige selbst, alle Einzelheiten der Verschwörung an; aber diese wünschte man gar nicht, sondern nahm daraus nur Veranlassung, dem zweifachen Verräter nach und nach immer mehr Freiheit und eine bessere Behandlung zukommen zu lassen. Man gewährte ihm wöchentlich zweimal, bald sogar viermal einen Spaziergang innerhalb der Festung; man gab ihm die Erlaubnis, nach der Scheibe zu schiessen und die Festungskirche zu besuchen.

Nichtsdestoweniger stand der nun zweiundzwanzigjährige Böttger auch jetzt mit seinen Eltern und mit anderen

Personen in geheimer Verbindung, um durch sie die Freiheit zu erlangen. Und als man ihn endlich wieder nach Dresden überführen wollte, war er damit gar nicht zufrieden und bat darum, dass man ihn auf dem Königstein lassen möge, wo er sich jetzt ganz heimisch fühle. Man tat klug daran, seinen Bitten nicht zu willfahren; denn natürlich war es auch hierbei nur wieder auf einen Fluchtplan abgesehen. Er erhielt neue, vornehme Kleider und bat, als es mit der Abreise nun ernst wurde, nur noch um die Gnade, von seinen Mitgefangenen Abschied nehmen zu dürfen, weil er sie wegen des Verrates um Verzeihung bitten wolle. Man liess ihn bei jedem einige Minuten eintreten und dann ging's am 22. September 1707 wieder bei Nacht und Nebel fort.

Während die Schweden noch in Sachsen hausten, hatte König August bereits auf der Jungfernbastei (der jetzigen Brühlschen Terrasse) zu Dresden ein Laboratorium für Böttger erbauen lassen, welches auf das grossartigste zum Wohnen und Arbeiten eingerichtet war. Alle Materialien, welche Böttger forderte, wurden ihm mit vielem Aufwand von Mühe und Geld herbeigeschafft; an Kohlen fehlte es nicht und Holz wurde in so grosser Menge angefahren, dass nicht nur die vielen Laborier-Oefen damit den ganzen Tag gespeist werden konnten, sondern es auch noch für die Familien der Handlanger hinreichte und diejenigen ihrer zahlreichen Freunde, an welche sie das Holz heimlich verschleuderten. Die ganze Bastei wurde mit Arbeitern, Aufsehern und sonstigen Gehilfen bevölkert. Alles harrte auf Böttgers Wink, um Lasten Goldes in jeder nur denkbaren Form hervorzubringen, — allein der Wink blieb aus. Der König besuchte Böttgern persönlich im neuen Laboratorium und trieb ihn an, nun endlich das Versprochene zu leisten. Die Geduld des hohen Herrn war ziemlich erschöpft und in unzweideutiger Geberde lenkte er die Gedanken seines Goldmachers auf den Galgen, der allen seinen etwaigen weiteren Flausen ein Ende machen sollte, wie schon vielen seiner alchemistischen Genossen vor ihm. Guten Willen musste er bei solchen Drohungen schon bekommen, aber es fehlten ihm die Kräfte zur Erfüllung der goldenen Hoffnungen.

Die Erfindung des Porzellans.

Eine glückliche Erfindung sollte ihm seinen Kopf retten. Ungeheure Summen gingen aus allen Teilen Europas für Porzellan jährlich nach China und Japan. Auch Sachsen war daran stark beteiligt. Der König sah nichts lieber, als wenn seine Gemächer in Porzellanschmuck prangten, und verschenkte viele kostbare Stücke an seine Günstlinge und an fremde Höfe. Die Chinesen bezogen zwar ihre blaue Farbe aus Sachsen; aber ein grosser Teil dessen, was bei der Ein- und Ausfuhr gewonnen wurde, fiel den Holländern zu, welche den Vermittler spielten. Das hatte schon, bevor Böttger nach Sachsen kam, um 1699 den Grafen v. Tschirnhausen veranlasst, die verschiedensten Versuche zur Herstellung des Porzellans zu machen. Er hatte viele Wanderungen im sächsischen Lande unternommen, Erden und Gesteine gesammelt und Proben davon zusammengeschmolzen; sein Resultat war aber schliesslich nur eine Art Milchglas gewesen. So hatte er sich mit seiner Auffindung zahlreicher Edelsteinbrüche begnügt und sich mit besserem Erfolge dei Glasfabrikation zugewandt. Jetzt nahm er seinen Porzellangedanken wieder auf und riet, um seinem Schützling Böttger zu helfen, diesem dazu, es doch einmal mit der Herstellung von Porzellan zu versuchen, das dem Könige ja vielleicht mehr Gold bringen könne, als alle Alchemie.

Böttger arbeitete nun zuerst auf Delfter Ware, feineres Steingut mit undurchsichtiger weisser Zinn-Glasur, das vorzüglich gelang; schon dieses Fabrikat musste viel Geld in dem sächsischen Lande festhalten, denn es diente allenthalben dem täglichen Gebrauche, während das kostbare Porzellan nur den Vornehmen zugänglich war. Nach wenigen Wochen, im Oktober 1707, waren Böttgers emsige Versuche

schon so weit gediehen, dass er ein braunes Porzellan herstellen konnte, welches wirklich alle guten Eigenschaften des chinesischen zeigte.

Böttger hatte den König sofort von seiner Erfindung in Kenntnis gesetzt. Jedoch waren schon einige Wochen verstrichen, ohne dass er die erbetenen Geldmittel für seine Arbeiten oder auch nur eine Antwort vom Könige erhalten hätte. Missmutig und betrübt starrte er zum Fenster hinaus auf die gelben, trägen Fluten der Elbe. Gerade jetzt, wo er dem Könige anstatt der bisherigen Flunkereien und Lügen endlich ein wirkliches, wertvolles Geschenk bieten konnte, hatte der Monarch das Vertrauen zu ihm verloren und ihm so gänzlich seine Gnade entzogen, dass er ihn nicht einmal mehr einer Antwort würdigte. Lebensmüde betrachtete Böttger den Strom und seufzte tief:

„Mach' End', o Herr, mach' Ende."

Da hörte er plötzlich hinter sich das Rauschen eines Frauengewandes und fuhr erschreckt zusammen. Er blickte sich hastig um und sah sich einem jungen vornehmen Weibe von berückender Schönheit gegenüber. Die Liebliche weidete sich ein Weilchen an seiner Fassungslosigkeit; dann aber klärte sie ihn darüber auf, dass sie nicht, wie er zu glauben schien, aus lichten Höhen herabgestiegen sei, um seine dunklen Pfade aufzuhellen, sondern dass sie Anna v. Hoymb, die Gattin des sächsischen Kabinettsministers sei. Die liebreizende Erscheinung liess sich nachlässig auf einen Sessel nieder. Von vornehmer Geburt — sie war die Tochter des dänischen Obersten v. Brockdorf — und ebenso reich an Geist wie an Schönheit, hatte sie sogleich die Herzen der gesamten Aristokratie Dresdens erworben, als sie von den Gütern ihres Gatten durch dessen Berufung ins Ministerium an den Hof gezogen worden war. Man wollte sogar bemerkt haben, dass auch das Auge des Königs mit derselben Glut auf ihr haftete, wie es einst an der schönen Aurora v. Königsmarck gehangen hatte.

Anna v. Hoymb erzählte unserem Böttger, wie sie Tages zuvor bei dem König zu Gaste gewesen sei und dort ein ent-

zückendes Majolika-Tafel-Geschirr mit eigenhändiger Malerei von Raffael gesehen habe. Sie habe, als sie dann nach Hause gekommen, ihrem Gatten mit Bitten der zärtlichsten Art zugesetzt, ihr doch auch ein solches Geschirr zu schenken. Der habe indessen erwidert: „So gern ich's täte, kann ich Dir Deinen Wunsch nicht erfüllen; denn erstens kann ich Raffael nicht von den Toten erwecken und zweitens habe ich nicht Geld genug, um ein so kostbares Geschirr anschaffen zu dürfen.“ Darauf habe er eine Weile geschwiegen; sodann aber habe er hinzugefügt: „Wenn das wahr wäre, was der Goldmacher versichert, so könnte der Dir wohl helfen. Aber er hat uns schon so oft belogen, dass ich diesen Brief dem König gar nicht erst übergeben will.“ Der Gatte habe dabei Böttgers Schreiben seiner Brieftasche entnommen und ihr gezeigt. „Ich habe Vertrauen zu Ihnen,“ versicherte die Schöne nun selbst mit ihrem reizendsten Lächeln, „und ich bitte Sie: schaffen Sie mir solch' Tafelgeschirr!“

Um Böttgers Mund hatte ein wehmütiges Lächeln gespielt, als er hörte, dass sein Brief gar nicht in die Hände des Königs gelangt sei. Das Vertrauen der schönen Frau aber, welche sich allein und heimlich zu ihm gewagt, und ihr Glaube an ihn, belebte Böttgers Mut von neuem. Und mit überschwänglichen Worten sprach er ihr seinen Dank aus und überzeugte sie, soweit sie etwa noch nicht gläubig war, nun vollends von der Richtigkeit seiner Behauptungen betreffs der von ihm verfertigten Majolika. Er konnte sogar hinzufügen, dass ihm auch bereits wirkliches Porzellan gelungen sei. Er bat sie inständig, seinen Brief selbst dem König zu überreichen und alle Macht, welche ihre schönen Lippen über den Monarchen besässen, aufzuwenden, um ihn zur Hergabe der nötigen Mittel zu bewegen.

Frau v. Hoymb versprach es und sie hielt ihr Versprechen. In der Tat, schon am folgenden Tage erfüllte der König nicht nur alle neueren Forderungen seines Goldmachers, sondern sagte sogar seinen baldigen Besuch im Laboratorium zu.

Acht Tage später bewegte sich ein glänzender Zug nach

der Jungfernbastei. Der König und Frau v. Hoymb schritten voran. Voll Zuversicht zog Böttger die gefüllte Form aus dem Schmelzofen, entnahm derselben mit stolzem Lächeln das tadellose Probestück, eine rotbraune Theekanne, und reichte es der schönen Frau hin.

Niemand wagte nun mehr an seiner neuen Kunst zu zweifeln.

Auch weisses Porzellan entstand bald; aber es konnte mit dem damals sogenannten „braunen Zeug" an Güte noch nicht wetteifern, da man den Hauptbestandteil dieses schönsten Produktes erst später, im Jahre 1709, durch einen Zufall finden sollte.

Das erste Probestück aber behielt Frau v. Hoymb und bewahrte dies mit den bald folgenden übrigen zum Theegeschirr gehörigen Stücken während der neun Jahre, in denen sie als Gräfin Cosel an der Seite König Augusts lebte, und nahm es dann noch mit auf die Veste Stolpen in die Verbannung.

Das Laboratorium musste jetzt zur Porzellanfabrik umgestaltet werden und der König machte weitgehende Zugeständnisse. Die Oefen wurden umgebaut und eine grosse Anzahl von Beamten und Arbeitern vereidigt und angestellt. Auch ging Böttger selbst nicht leer aus; er erhielt ein hübsches Jahrgehalt und die Erlaubnis, sich zu seiner Erholung eine Orangerie anzulegen. Der Etat der Fabrik, welchen der König im Januar 1708 unterzeichnete, setzte für die 20 Beamten und Arbeiter ein Gesamt-Gehalt von 382 Talern monatlich fest; Böttgers Gehalt erhöhte man auf 550 und bald sogar auf 750 Taler monatlich ausser den vielen besonderen Zulagen, die er immer noch zum Tingieren erhielt. Ueberdies gingen bedeutende Summen für die Herbeischaffung der Materialien drauf und die obersten Beamten erhielten noch ihre besonderen Entschädigungen. Der Kammerrat Nehmitz wurde zum obersten Aufseher, der Graf v. Tschirnhausen zum technischen Leiter der Manufaktur eingesetzt und ausserdem wurde Böttgern noch der Leib- und Garnisonarzt Dr. Bartolomäi, seiner chemischen und

technischen Kenntnisse wegen, als Assistent beigesellt. In Bezug auf die Geheimhaltung der neuen Erfindung ging man wieder mit der allergrössten Vorsicht vor. Der König, obwohl selbst katholisch, drang darauf, dass alle diejenigen, welche in der Fabrik Zutritt erhalten mussten und deshalb auf Verschwiegenheit vereidigt wurden, der evangelischen Kirche angehören sollten der — Ohrenbeichte wegen. Dr. Bartolomäi erhielt noch den besonderen Auftrag, sich für alle Fälle alsbald von Böttger eine genaue Beschreibung der Fabrikation und ein Verzeichnis von allen notwendigen Materialien und von deren Fundorten zu verschaffen, alles dieses in Chiffreschrift niederzuschreiben und den Schlüssel dazu dem König zu übergeben. Die Vorsicht ging sogar so weit, dass man in Dresden mehrere Zentner Kreide kaufte und sie auf die Bastei schaffen liess, um die Neugierigen über den Haupt-Bestandteil des Porzellans zu täuschen.

Da starb im Herbst desselben Jahres Tschirnhausen, und Böttger, der ihm viel, wenn nicht alles zu verdanken hatte, war drei Wochen lang untröstlich und unfähig zu arbeiten.

Die Fabrik musste fortwährend vergrössert werden. Die Vorarbeiten wurden zum grössten Teile in Häuser der Stadt verlegt und die Anzahl der Arbeiter beständig vermehrt. Die Herstellung war noch höchst kostspielig und die technischen Mittel bedurften noch sehr der Verbesserung; denn es musste z. B. das erste Mal das Glühfeuer fünf Tage und fünf Nächte brennen, bis der Gutbrand vollendet war.

Noch hatte indessen der König die Hoffnung auf Böttgers Gold keineswegs aufgegeben. Er gab immer noch Geld zu Versuchen in dieser Richtung her, wollte nun aber endlich auch die 60 Millionen in Gold sehen, welche Böttger erst kürzlich wieder versprochen hatte. 50 000 Dukaten sollte dieser jetzt monatlich davon zahlen. Bei dieser bestimmten Forderung musste ihn mehr als sonst die schlimme Drohung des Königs in Furcht setzen. Er bestritt, eine so

grosse Summe versprochen zu haben, versprach aber, bald eine Abschlagszahlung von 100 000 Dukaten zu leisten. Inzwischen gedachte er sich wiederum durch die Flucht zu retten, die aber schon beim Versuch entdeckt und gehindert wurde. Die bedeutende Vermehrung der militärischen Wache, welche ihn umgab, musste ihm für die Folgezeit derartige Gelüste vollständig benehmen. Da blieb ihm nun endlich nichts weiter übrig, als dem Könige einzugestehen, dass er niemals Gold habe machen können. Er verfasste einen Brief in Versen, in welchem er Abschied nahm von seinem Könige, weil er wegen seiner Betrügereien die Todesstrafe verdiene und sie willig erdulden werde; auf geschickte Art wusste er eine Verherrlichung des Reichtums darein zu verflechten, zu welchem Sachsen durch das Porzellan kommen werde.

Die demütige Form seines Briefes und der erhoffte Gewinn aus seiner Erfindung verschafften ihm die stillschweigende Verzeihung des Königs, nachdem gegen 150 Eide in den Böttgerschen Angelegenheiten geschworen worden waren, darunter ein schriftlicher Eid des Königs von Polen selber.

Böttger bezeigte seinen Dank nun dadurch, dass er unaufhörlich an der Verbesserung des Porzellans arbeitete. Als er sich eines Tages sein Haar pudern liess, merkte er an der auffälligen Schwere den mineralischen Ursprung des verwendeten Pulvers. Er liess sich eine Probe davon geben, übergab sie dem Glühfeuer und, siehe da, er hatte den Kaolin, den Hauptbestandteil des weissen chinesischen Porzellans, gefunden! Nachforschungen ergaben, dass der Hammerwerksbesitzer Veit Hans Schnorr zu Schneeberg im Erzgebirge, der Ahnherr der berühmten Schnorr v. Carolsfeld, bei einem Ritte in der Nähe von Aue in eine durch Regen locker gewordene weisse Erde geriet. Er hatte das Stück Land dann angekauft und die weisse Masse zu Puder verarbeitet, für den er bald allenthalben Abnehmer fand. So entdeckte der Porzellanerfinder durch einen glücklichen Zufall die wertvolle Masse, welche den Namen „Schnorrische Erde“ erhielt.

Da man nun das echte Material des feinsten chinesischen Porzellans besass, so musste die Fabrikation den allergrössten Aufschwung nehmen, sodass die Dresdener Anlagen nicht mehr ausreichen konnten. Man überlegte eifrig hin und her, welches der geeignetste Ort für die neue Fabrik sei, und entschied sich für Meissen, welches durch die Elbe und die Leipziger Landstrasse die günstigsten Bedingungen für die Herbeischaffung aller Materialien und durch die feste Lage seiner Albrechtsburg den sichersten Schutz für die Fabrikationsgeheimnisse gewährte.

Noch von Dresden aus wurde zum ersten Male die Leipziger Ostermesse von 1710 mit Porzellan beschickt. Man hatte dies vorher in mehreren Sprachen und in zahlreichen Zeitungen angekündigt und die Begierde der Käufer dadurch aufs höchste angestachelt. Die Kauflustigen fanden sich daher ausserordentlich enttäuscht, als sie nur braunes Zeug erhalten, von weissem Porzellan aber nur erst Proben sehen konnten. Die hohen Messkosten wurden bei weitem nicht gedecht.

Anders sollte es mit der Fabrik zu Böttgers Lebzeiten überhaupt nicht werden. Als im Herbst die Fabrik nach der Albrechtsburg verlegt wurde, ging man wieder so umständlich zu Werke, dass der Ertrag hinter den Kosten verschwinden musste. Die Fabrik erhielt eine eigene ausführliche Verfassung, ein eigenes Gericht, das direkt dem Könige unterstand; die Verwaltung der Fabrikanlagen gliederte man in eine Administration, eine Direktion und eine Kommisson. Damit nicht genug, musste man auch noch eine besondere Lokalinspektion einsetzen, weil die anderen Behörden, selbst der Administrator Böttger, ihren Sitz — in Dresden hatten. Durch letzteren Umstand wurden fortwährende Reisen notwendig, welche Böttger noch oft zu seinem Vergnügen unternahm, weil die Fabrik ihn und seine Begleiter glänzend zu bewirten verpflichtet war.

In der Albrechtsburg sassen schon lange die verschiedensten Behörden, mit denen es allerlei Streit gab, als sie jetzt ihre Plätze räumen sollten; denn an diesen hingen

vielfache Grechtsamen und die Burg war ein reizender Aufenthalt mit prächtiger Aussicht. Nach vielen Mühen setzte man die Freigebung der Räumlichkeiten durch. Nur das Domstift wich nicht, zog sich aber in einen Flügel der Burg zurück und überliess sein anderes Besitztum dem Könige zur Miete. Die Fabrik wurde für alle Unberufenen streng abgesperrt, und die Wache, welche zur Sicherheit dorthin gelegt wurde, musste sogar die Kinder verhindern, in der Nähe zu spielen. Die grösste Unordnung herrschte indessen in der Verwaltung, der Kasse und unter den Arbeitern. Vier besondere Kommissionen, die nach einander eingesetzt wurden, waren nicht imstande, die Befugnisse der Direktion und der Administration gehörig abzugrenzen. Böttger trennte von vornherein die Fabrikkasse grundsätzlich nicht von der seinigen. Bei seiner gewohnten Verschwendung fehlte es deshalb stets an Geld; die Staatskassen konnten oft nicht mehr zahlen; manches Juwel, das der König aus seinem Privatbesitz hergab, wurde verkauft und für Wechselschulden mussten oft hohe Zinsen gezahlt werden. Häufig genug konnten die Arbeiter trotzdem ihren Lohn nicht erhalten und in der grössten Not hielten manche unter ihnen sich durch Entwendung von Porzellan schadlos, manche beschwerten sich beim Könige oder bei der allmächtigen Gräfin Cosel. Mit seinem in jeder Beziehung ausschweifenden Leben gab Böttger seinen Arbeitern ein böses Beispiel. Er hatte sich in seiner schlimmen Lage den Trunk dermassen angewöhnt, dass er in nüchternem Zustande bald nicht mehr arbeiten konnte. Die Spässe und ungebührlichen Reden aber, welche sich das Personal anfangs nur dem Schwerbetrunkenen gegenüber erlaubte, wurden bald alltäglich. Böttger war auch sonst nicht der Mann dazu, sich Respekt zu verschaffen, und Klagen über ihn, sowie die einfältigsten Streitigkeiten der Arbeiter, wurden fortwährend vor den König selbst gebracht.

Böttger verlor indessen dadurch an des Königs Gnade

nicht. Im Jahre 1714[3]) erlangte er seine völlige Freiheit wieder, nachdem er sich eidlich verpflichtet hatte, weder das Land zu verlassen, noch das Fabrikationsgeheimnis zu verraten. Im folgenden Jahre verschrieb ihm sogar der König die Fabrik, welche freilich bis jetzt nur immer Geld kostete, als lebenslängliches Eigentum. Für seine Brüder und Vettern, welche er an seinem Glücke gerne wollte teilnehmen lassen, erlangte Böttger gute Anstellungen.

Ein langes Leben konnte ihm nach der erduldeten Gefangenschaft mit ihrer ewigen Angst vor Todesstrafe und bei seiner Ausschweifung nicht beschieden sein. Schon mit 29 Jahren war er ein Greis, seine Augen waren so schwach geworden, dass er nicht mehr lesen und nicht mehr schreiben konnte; Krampfanfälle und Körperschwäche warfen ihn aufs Lager. Es trat noch mehrfach Besserung in seinem Leiden ein, über welches sich der König täglich nach Polen berichten liess. Seit dem Herbst 1718 konnte er aber nicht mehr aufstehen.

Als er seinen Tod herannahen fühlte, liess er alle seine Kostbarkeiten, soweit er sie nicht schon an seine Haushälterin, Jungfer Lieschen, verschenkt hatte, sowie seine Briefschaften versiegeln. Dann liess er sich noch das heilige Abendmahl reichen und verschied im Alter von nur 35 Jahren nach furchtbarem Todeskampfe am 13. März 1719. Die Fabrik hinterliess er höchst verschuldet, und den Stein der Weisen, dessen Beschreibung man noch in seinen letzten Tagen unter Drohungen von ihm forderte, hatte er nicht liefern können.

---

3) So Engelhardt, J. F. Böttger, Leipzig 1837. — Die „Allgemeine Deutsche Biographie" sagt: 1713 erhielt er die Erlaubnis, auszufahren, die völlige Freiheit niemals. — Kopp sagt in seiner Alchemie: Er erhielt 1715 seine Freiheit wieder.

Literatur.

Archiv für Pharmacie. 2. Reihe, Bd. XIX. Hannover 1839.

Davillier, Charles baron de. Les origines de la porcelaine en Europe. Paris 1883.

Democritus, Christianus. (Joh. Dippel). Aufrichtiger Protestant und Orthodoxe. Hamburg 1733.

Engelhardt, C. A. Erdbeschreibung Sachsens. Dresden 1824.

" Vaterlandskunde für Schule und Haus im Königreich Sachsen. 8. Aufl. Besorgt von Gustav Klemm. Leipzig 1842.

" Aufsätze über Tschirnhausen, in der: Zeitung für die elegante Welt. Leipzig 1800 ff.

" Tägliche Denkwürdigkeiten aus der sächsischen Geschichte. Dresden 1809.

" J. F. Böttger. Leipzig 1837.

Falke, Jacob v. Aesthetik des Kunstgewerbes. Stuttgart 1884.

" Geschichte der deutschen Kunstindustrie. Wien 1887/88.

Garnier, E. Histoire de la Céramique. Tours 1882.

Gewerbeblatt, Hannoversches. XXIII. Jahrg. Hannover 1885. (Zur Erfindungsgeschichte des europäischen Porzellans).

Glashütte und Keramik. I. Jahrg. Leipzig 1885.

Güldenfalk, Sigm. Henr. Sammlung von mehr als hundert Transmutationsgeschichten oder merkwürdige Beispiele von Verwandlung der Metalle in Gold und Silber. Frankfurt und Leipzig 1784.

Icander. Beschreibung von Meissen. Dresden 1730.

Kenzelmann. Historische Nachrichten über die Königliche Porzellanmanufaktur zu Meissen und deren Stifter Johann Friedrich Freiherrn von (?) Böttger. Meissen 1810.

Klemm, Gustav. Die Königlich Sächsische Porzellansammlung, eine Uebersicht ihrer vorzüglichsten Schätze, nebst Nachweisungen über die Geschichte der Gefässbildnerei in Thon und Porzellan. Dresden 1834.

Kopp, H. Die Alchemie in alter und neuerer Zeit. Heidelberg 1886.

Magazin für Oryklographie von Sachsen. III. Heft. 1829. (Beitrag von Joh. Karl Freiesleben).

Oppenheim. Johann Friedrich Böttger, in: Allgem. Deutsche Biographie, Band III.

Pottery Gazette, The. London 1886 and 1888.

Reinhard, Paul. Die Stadt Meissen, ihre Geschichte, ihre Merkwürdigkeiten etc. Meissen 1829.

Schmieder, H. Ch. Geschichte der Alchemie. Halle 1832.

Sprechsaal. Amtliche Zeitschrift für den Verband keramischer Gewerbe. XVIII. Jahrg. Koburg 1885.

Thiébauld, Dieudonné. Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin. Paris 1804.

„ Souvenirs etc. ed. par M. Fs. Barrière. Paris 1860.

„ Frédéric le Grand ou Souvenirs etc. IV. Ed., publiée par son fils Le baron Thiébault, Lieutenant-général des Armées du Roi. Paris und Leipzig 1827.

„ Friedrich der Grosse. (Deutsch). Leipzig 1828.

Thonindustrie-Zeitung. IX. Jahrg. Berlin 1885.

Valentinus, Basilius. Chymische Schriften alle, so viel derer vorhanden. Hamburg 1677.

Anzeigen.

Schriftsteller(in) auf Ehrenwort, nur und ganz allein sich Verlegern gegenüber Ihres Entwurfs zu bedienen, dann wird es um die ganze Schriftstellerwelt besser stehen.

Eduard Bertz, Schriftsteller: Es war wirklich ein glücklicher Gedanke und er ist vortrefflich ausgeführt.

Franz Eher, Schriftsteller und Redakteur in Wien: Ihr Verlags-Vertrag ist, ungeschmeichelt gesagt, ein bisher schwer entbehrtes und formvollendetes Ding, welches in unserem publizistischen Verkehr sowohl, als auch im Einzelinteresse der kontrahierenden Teile nur mit der grössten Anerkennung und Befriedigung auszuzeichnen ist.

Dr. Max Nordau, Schriftsteller in Paris: Ihres Verlags-Vertrages, der in der That fast allen möglichen Schwierigkeiten vorbeugt und die Vertragschliessenden ungefähr auf alle Punkte aufmerksam macht, die einer Vereinbarung bedürfen.

Karl Tiander, Schriftsteller in St. Petersburg: das Vertragsformular, das auch dem Uneingeweihten einen klaren Einblick in die Sache gewährt und ihm ermöglicht, ohne alle Beihilfe der Geschäfte Herr zu werden; jede Frage, die überhaupt aufkommen kann, ist vorgesehen, jeder Punkt, auch der unbedeutendste, berücksichtigt worden.

Robert Claussner, Verlagsbuchhändler in Leipzig: Dem beigesandten Verlags-Vertrag unsere wärmste Anerkennung, derselbe ist nach jeder Richtung hin empfehlenswert und für jeden Verleger unentbehrlich.

Prof. Ernst Röthlisberger in „Le Droit d'Auteur", organe mensuel du Bureau International de l'Union Littéraire et Artistique (Jahrg. 14, Heft 6): Le présent formulaire de contrat d' édition relatif à un travail littéraire prévoit les cas particuliers les plus usuels; selon leur importance, les dispositions en sont reproduites en trois caractères différents. Comme la nouvelle loi sur le droit d'édition, du 1er mai 1901, se limite, d'après l'exposé des motifs, à établir des dispositions applicables en cas de doute et à défaut d'indications sur la volonté des parties, cet arrangement formel entre auteur et éditeur conserve sa valeur.

Literarisches Centralblatt für Deutschland, Herausgeber Prof. Dr. Ed. Zarncke (Jahrg. 52, Nr. 23): Der Text des Formulars ist derartig ausgearbeitet, dass durch geringe Ausfüllungen und Streichungen leicht das für jeden einzelnen Fall Richtige getroffen wird, so dass bei Benutzung dieses Formulars eine spätere Meinungsverschiedenheit zwischen Verleger und Schriftsteller wohl unmöglich ist.

Papier-Zeitung (Jahrg. 26, Nr. 24): Vordruck für Verlags-Verträge, welcher die Rechte des Verlegers wie des Verfassers zu wahren sucht, dabei aber den für den Einzelfall nötigen besonderen Verlagsbedingungen möglichst weiten Spielraum lassen will. Diese beiden einander beinahe ausschliessenden Ziele sucht das Formular durch möglichst vollständigen Vordruck der verschiedensten Abmachungen zu erreichen. Die nicht zutreffenden müssen jedesmal gestrichen werden. Bei Abschluss eines Vertrages unter Benutzung eines solchen Vordrucks können spätere Streitigkeiten zwischen Verleger und Verfasser nicht leicht auftreten, da die meisten möglichen Streitpunkte durch den Vertrag im voraus entschieden sind.

Mit frohem Danke ist es ihm zu lohnen, dass er die duftigen Gaben weiterreicht.

Litterarischer Merkur (Jahrg. 7, Nr. 22): Poetisches Denken und Empfinden und die Gabe, dasselbe glücklich in das passende Gewand zu kleiden, zeigen alle diese Gedichte.

In gleichem Sinne sprachen sich aus: „Ueber Land und Meer“, „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, „Berliner Börsen-Zeitung“, „Grazer Tagespost“, „Deutsche Frauenblätter“ und viele andere.

Zueignung.

Von meiner Wiege der Klang
Lieblicher Lieder,
Mutter, Dein trauter Gesang
Tönt mir heut wieder.

Alle Gedanken, die Dir
Klingend entrannen,
Werden lebendig in mir,
Kann sie nicht bannen.

Da, was entdeck' ich: nicht mein,
Wie ich geglaubet,
Sind meine Verse; nein, nein,
Dir nur geraubet! —

Da sie nun Dein allezeit,
Prüfe und richte,
Ob ich Dir hier nicht geweiht —
Deine Gedichte.

Hierüber urteilt Dr. Arthur Strecker in „Bruno Wolff-Beckh als Lyriker“: Die Zueignung des Buches an seine Mutter ist nun eines der zartesten Gedichte, denen wir begegnet sind. Der Gedanke, dem Bewidmeten die Urheberschaft eines Werkes in die Schuhe zu schieben, ist ja nicht gerade übermässig neu; aber die Form, in welcher es Bruno Wolff-Beckh tut, ist doch besonders anmutig und lieblich. Wenn wir auf den Inhalt des Gedichtes eingehen, so finden wir die liebenswürdige Fiktion, allen Rhythmus und alle poetischen Gedanken auf den Gesang der Mutter an der Wiege zurückzuführen. Sodann die sorgfältige Disposition; jede Strophe schliesst mit ihrem Gedanken ab. Und endlich das flüssige, leichte Versmass, eine von Wolff-Beckh neu erfundene Odenstrophe, bestehend aus einem katalektischen daktylischen Trimeter und einem versus adonius und Wiederholung.





